Feuilleton : In der Sommerfrische [Fortsetzung]

Autor(en): **Hellmuth, Marie**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Kinema**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 22

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-719688

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

dessen eigenen Waffen schlagen kann. Allgemeine Bildung soll sich jeder aneignen; er kann dennoch sein Sonderfach mit Liebe hegen und pflegen.

Man lasse sich auch vom Lesen nicht durch die Ueberschriften mancher Artikel abhalten, die oft unter einfachem Titel goldene Worte bergen. Das ist gerade so wie bei Büchern, bei denen der unter dem Titel vermutete Inhalt oft angenehm überrascht oder aber oft, vielleicht noch öfter, unangenehm enttäuscht. Deshalb ist für Bücherschreiber die Wahl des Titels ja außerordentlich wichtig.

Dann vergesse man nicht die kleinen Mitteilungen jeglicher Art, zu denen auch teilweise die Briefkastenantworten gehören, durchzulesen; sie enthalten ebenfalls in wenigen Worten häufig sehr wertvolle Belehrungen.

Die Inserate, nicht nur die eigentlichen Filmanzeigen, sind gleichfalls da, um durchgelesen zu werden, nicht damit die Inserenten auf ihre Kosten kommen, sondern weil man selbst großen Nutzen davon hat. Natürlich braucht man z. B. die Stellungsgesuche nicht durchzulesen, wenn man keine Angestellten sucht.

Hält man mehrere Fachzeitschriften, die alle ganz durchzustudieren man keine Zeit hat, so mache man sich zum Prinzip, wenigstens eine regelmäßig ganz zu lesen. Denn tut man dies nicht, sondern liest einmal von der einen, das andere Mal von der andern, dann von einer dritten Fachzeitschrift eine Nummer, ohne sich ein „Leiborgan" zum regelmäßigen Gebrauch zu wählen, so kann einem leicht eine sehr wichtige Mitteilung entgehen, weil sie zufällig in jeder Zeitschrift gerade in der Nummer stand, die nicht gelesen wurde.

Wie lese man? Zunächst gründlich und in Ruhe. Zu einer Zeit, in der man alle Augenblicke unterbrochen wird, bleibt das Gelesene lange nicht in dem Maße haften — und das ist doch der Zweck des Lesens — als wenn man sich dem Studium der Lektüre in Muße hingeben und dabei auch zwischendurch und hintennach über die neugewonnenen Eindrücke und Belehrungen einige Zeit ruhig nachdenken kann. Mit Ruhe ist auch meist eine gewisse Gründlichkeit ohne weiteres verbunden, sofern man nicht unter Ruhe einen Halbschlummer versteht.

Aber die Gründlichkeit muß noch weiter gehen. Man bedenke, daß die Fachzeitschriften, selbst wenn sie später eingebunden werden sollen, doch zum Studium, und nicht zum Schönstehen da sind. Man scheue sich deshalb nicht, Randbemerkung während des Lesens zu machen, bei Mitteilungen und Angaben, die man für falsch oder zweifelhaft hält, ein Fragezeichen zu setzen, solche die einem besonders wichtig erscheinen, am Rande durch einen Strich, ein Kreuzchen oder ein Ausrufungszeichen zu markieren, oder selbst einige Worte der Ergänzung oder Richtigstellung zu vermerken, vielleicht auf Mitteilungen anderer zu verweisen. Liest man etwa durcheinander in zwei verschiedenen Fachzeitschriften über das gleiche Thema je einen Artikel, so mache man in jedem Heft auf den andern aufmerksam. Das wird einem später vielleicht oft sehr nützlich sein und macht keine besondere Arbeit. Die Randbemerkungen werden, besonders wenn es augenblickliche Einfälle sind, uns später erfreuen und später für andere, die die Zeitschrift nachher lesen, interessant sein.

Den Anzeigeteil in kurzer Zeit durchzugehen und doch dabei sich nichts Beachtenswertes entgehen zu lassen, dazu gehört eine gewisse Uebung, die man sich in einiger Zeit schon aneignen wird. Von dem immer wiederkehrenden Inseraten, die sich einem als Ganzes samt ihrer Firma einprägen, heben sich sofort neue ha, deren Charakter man oft in einem Blick erkennen kann.

Dann aber, und das möchten sich recht viele merken, überlasse man auch seinen Gehilfen, vom jüngsten angefangen, die Fachzeitschriften. In jedem Betrieb wird sich dafür Zeit finden lassen. Ganz abgesehen davon, daß man vom rein menschlichen Standpunkte aus seinem wirtschaftlich in der Regel schlechter gestellten Angestellten die Ausbildung erleichtern soll, hat man selbst von dieser doch nur Vorteile. Je besser der Angestellte ausgebildet ist, je mehr

---

20 **Feuilleton.** Nachdruck verboten.

In der Sommerfrische.

Roman von Marie Hellmuth.

(Fortsetzung.)

Jürgens machte wieder eine Bewegung, als wollte er sich erheben, dann sank er abermals mit leisem Schmerzensschrei zurück. Sein Gesicht wurde noch fahler. Leonie sprang erschrocken auf und trat neben ihn.

„O, Sie leiden!" sagte sie in ihrer Herzensgüte, „kann ich Ihnen irgend eine Erleichterung schaffen, oder soll ich dem Diener klingeln?"

„Gehen, o, gehen Sie fort! Lassen Sie mich allein!" murmelte der Kranke. Dann schien er sich gewaltsam zur Ruhe zu zwingen. „Tor, der ich bin! Ich vergesse noch immer, daß ich ein gelähmter Greis geworden bin!" Leonie stand ängstlich da. Sollte sie gehen oder bleiben? Doch ihre Mission war noch unerfüllt.

„Ich werde Sie nicht länger belästigen", sagte sie leise, „doch, wollen Sie meine Bitte nicht berücksichtigen und mir sagen, was ich wohl tun kann, um über meinen Vater etwas zu erfahren? Hörten Sie nie von ihm? Ihre Verbindungen reichen doch weit.!"

„Sie quälen mich!" antwortete er jetzt mürrisch. — Leonie trat zurück. Ihre Augen flammten.

„Verzeihen Sie!" sagte sie dann und ihre Stimme bebte. „Ich dachte bei meiner Bitte an die Zuneigung, welche Sie für meine Mutter hegten und daher wagte ich zu kommen. Diese Freundschaft ist wohl erkaltet. Nochmals verzeihen Sie meinen Irrtum! Quälen wollte ich Sie nicht." Sie wendete sich mit einer stolzen Neigung, um das Zimmer zu verlassen, ein Ruf des Kranken hielt sie zurück.

„Sie sind heftig, gerade wie Ihre Mutter es war. — Wenn Sie wüßten, was Ihre Worte, die Erinnerung an die Vergangenheit in meinem Innern aufwühlen! Doch ich weiß nichts von Ihrem Vater. Seit vielen Jahren ist er spurlos verschollen. Wenn der Zufall Ihnen nicht zu Hilfe kommt, werden Sie wohl nichts erreichen."

„Und Sie, Sie können oder wollen mir nicht beistehen?" fragte Leonie.

„Ich bin siech und krank, was kann ich tun?"

„Nun, dann war mein Gang also vergebens. Ich dachte es beinahe. — O, es war Ihnen wohl ganz recht, daß mein Vater verschollen blieb! — Leben Sie wohl!"

Abermals verneigte sie sich und schritt mit stolz erhobenem Haupte hinaus, vorbei an dem Diener, der in einem der vorderen Räume an einer Tür lehnte. Ein schriller Glockenton aus dem Zimmer seines Herrn ließ ihn zu ihm eilen:

„Folgen Sie der Dame auf dem Fuße, ich will wissen, wo sie wohnt!" Der Diener verschwand.

Leonie eilte hastig vorwärts. Sie sah jetzt an einem Fenster des Erdgeschosses ein weibliches Gesicht mit weißer Haube, das sie neugierig anschaute. O, nur heraus aus diesem Hause, in die frische, klare Winterluft. Sie glaubte er-

leistet er; dazu kommt noch, daß er durch die Anteilnahme arbeitsfreudiger wird.

Nach dem ersten Lesen ist der Wert der Fachzeitschrift noch lange nicht erschöpft, sondern sie bietet auch später, besonders wenn am Ende des Jahres ein Inhaltsverzeichnis zu dem abgeschlossenen Jahrgang erscheint, ein wertvolles Nachschlagematerial, vor allem für fachtechnische Abhandlungen und Notizen. Deshalb werfe man die einzelnen Nummern nicht, wie es leider vielfach geschieht, nach dem Lesen fort, sondern hebe sie wohlgeordnet auf, um sie am Ende des Jahres einbinden zu lassen, oder wenigstens zusammenzuheften. Das Nachblättern, selbst in alten Jahrgängen, wird einem oft Vergnügen machen, weil sie die Entwicklung des Kinowesens und auch ihre Wandelbarkeit anschaulich zeigt.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß jeder von nun an besser wie bisher die Fachzeitschrift ausnützt. Diese volle Ausnützung ist dem Leser ebenso nützlich, wie Herausgeber und Leser sie wünschen.

Flimmerfreie Kinobilder.

Professor Donath hat in seinem Vortrage in der Urania in Berlin vor kurzem erklärt, die Zukunft der Kinematographie gehöre dem flimmerfreien Apparat, der bis jetzt jedoch nicht existiere.

Kaum sind nun die Worte des Professors Donath verhallt, so wird bekannt, daß das Vonoscope-Patent in England Geltung erlangt haben soll und daß im britischen Reiche flimmerfreie Apparate jetzt schon eingeführt werden sollen. Auffallen muß hiebei, daß ein deutsches Patent zu erlangen, vermieden wird, was uns als eine Bestätigung dessen erscheint, daß entweder ein schon erteiltes Patent in Amerika „verwertet" wurde oder daß „Vanoscope" nichts anderes sei, wie das deutsche System entsprechend umgeformt.

Nach dem „Scientific American" läuft der Film im Vanoscope kontinuierlich, also nicht mit rapid einander folgenden Unterbrechungen. Es bleiben demnach die einzelnen zu projizierenden Bildchen währen der Durchleuchtung auch nicht stehen, es erfolgt somit auch keine Abblendung des Lichtes und die Ursache des Flimmerns wäre mithin beseitigt. Die Bilder des stetig rollenden Films gehen vielmehr bei ständiger Beleuchtung während ihrer Projektion in einander über, sie verschwimmen, jedoch derart, daß immer ein helles, klares Bild, eines dem andern rapid folgend, zu schauen ist. Es fehlt also die Blende am Apparat und der Wechsel erfolgt, indem ein Bild an Lichtstärke abnimmt, während gleichzeitig das nächstfolgende Bild an Lichtstärke zunimmt. Dies wird durch eine mechanische Bewegung von vier Spiegeln erreicht, die vier rechtwinklige Sektoren eines Kreises bilden, der das Filmbild auf das Objektiv wirft. Jeder dieser Spiegelsektoren bewegt sich, indem er sich scheinbar um eine imaginäre Achse dreht und sich gleichzeitig so viel vorwärts bewegt, daß es der halben Winkelgeschwindigkeit der Fortbewegung des Films entspricht.

Das Licht, das im Winkel oberhalb des Projektionsmechanismus heraustritt, wird durch eine Komination von Kondensoren, also durch ein optisches System vertikal auf den Film geworfen, ntch dessen Durchleuchtung fallen die Strahlen auf den schwingenden Spiegel, von da durch das Objektiv auf die Leinwand. Der Film bewegt sich also nicht vertikal mit Unterbrechung an dem Fenster vorbei, sondern wird fortlaufend über eine Brücke geleitet, das Licht durchdringt das einzelne Bildchen im Laufe voll, ohne in einem Brennpunkt konzentriert zu werden. Demnach ist das Bild vor und nach seiner eigentlichen Projektion auch schon gleichmäßig beleuchtet, die Lichtstrahlen werden aber erst reflektiert, sobald der Spiegelsektor sie auffängt. Der

---

sticken zu müssen in dieser Stille. — Hatte sie damals beim Lesen der Lebensgeschichte ihrer Mutter die Ueberzeugung bekommen, dieser Jürgens habe es nicht aufrichtig mit den Eltern gemeint, so war diese Ansicht heute bei ihr zur Gewißheit geworden.

„Er ist ein Schleicher"! murmelte sie vor sich hin. Sie schritt weiter, ohne sich einmal umzusehen; ihre Gedanken eilten voraus zu ihrer Mutter. Ob sie es ihr erzählte? Es war wohl das beste. Dann konnte sie wohl mit einer Person überlegen, was zu tun sei. Als sie zu Hause anlangte, war sie fast atemlos vom schnellen Gange. Die Mutter bemühte sich eben, eine grüne Tanne in einem Schemel zu befestigen. Es war der Tag vor Weihnachtsabend. Wehmütige Gedanken wollten sie beschleichen. Gerade diese Zeit, welche andere Menschen froh stimmt, weckte trübe Erinnerungen in ihr auf. Nur wenn die Tochter zugegen, nahm sie sich zusammen und zeigte eine heitere Miene. Als Leonie jetzt eintrat, wendete sie sich nach ihr um, die Tanne mit beiden Händen festhaltend.

„Gut, daß du kommst, ich werde nicht allein fertig. Aber, Kind, was ist dir geschehen?" Sie ließ den Baum fallen und trat schnell zur Tochter, ihr fragend in das erregte Gesicht blickend. Diese legte Mantel und Mütze ab und sagte dann lächelnd:

„Also, so wenig verstehe ich mich zu beherrschen, daß du mir sofort ansiehst, es sei mir etwas begegnet! Nun Mütterchen, komm, ich beichte. Laß nur den Baum, den besorgen wir später."

Nun saßen sie wieder beisammen und Leonie erzählte der atemlos lauschenden Mutter von dem, was sie unternommen. Schonend berichtete sie, wie sie Jürgens gesehen, beschrieb eine Leidensgestalt, setzte dann aber, wieder erregter werdend, hinzu:

„Mama, ich kann mir des Gedankens nicht erwehren, daß dieser Mann nicht ehrlich gegen euch gehandelt. Er hat manchmal einen so heimtückischen Blick. — O, wenn mir es doch vergönnt wäre, das Dunkel zu lichten, das über dem Schicksal des Vaters ruht!"

Frau Rodenwald war tief erschüttert. Die Geister der Vergangenheit, welche stets in der Weihnachtszeit in ihrem Innern lebendig wurden, schienen Gestalt anzunehmen. Wohin würde es führen? Sie hatte so viel Leid erfahren, daß sie Gutes kaum noch zu wissen wagte und tief bekümmert vor sich hinstarrte. Leonie, dies gewahrend, bedauerte, die Mutter nicht erst allmählich vorbereitet zu haben.

„Laß es gut sein, liebe Mutter", sagte sie jetzt scheinbar sorglos, „es war ja kaum anzunehmen, daß mein erster Schritt von Erfolg gekrönt sein sollte. Aber den Mut verliere ich darum noch nicht. Will er mir keinen Rat geben, dann hilft mir vielleicht ein anderer. Wollen uns deswegen nicht die ganze Freude an dem schönen Weihnachtsfest verderben!"

Dennoch wollte eine frohe Stimmung nicht aufkommen. Beide vermieden es geflissentlich, dies Thema wieder zu berühren und doch beschäftigten sich ihre Gedanken unaufhörlich damit. Dann gedachte Leonie eines Weihnachtsabends, den sie im Hause der Baronin Seidelwitz verlebt; des einzigen, an dem sie von ihrer Mutter getrennt gewesen war.

folgende Sektor wirft nun den Beginn des zweiten Abbildes in das seiner Beendigung nahe Abbild des ersten Filmbildchens, das inzwischen durch das geänderte Verhältnis zwischen Bild und Sektor in der Projektion lichtschwächer geworden ist, und zwar genau um so viel, als das folgende Bild successive lichtstäker wird. Es erfolgt demnach keine Verdunkelung des Leinwandbildes, das demnach aus der Projektion von zwei Filmbildchen besteht, denn die volle Lichtausnutzung ergibt sich aus der Gesamtheit des ersten Bildes mit abnehmender und des zweiten mit zunehmender Helligkeit. Während sich ein Spiegelsektor aus dem Lichtkreise fortbewegt, tritt der andere Sektor in den Lichtkreis. Von der vielumstrittenen Nachwirkung des Bildes auf die Netzhaut unseres Auges ist also keine Rede mehr, denn es gibt keine Intervalle. Wir gewahren fortwährend Bilder, die in Bewegung sind, wie wir jede Bewegung in der Natur ohne Abblendung betrachten können. Eine physiologische Optik tritt an Stelle der imaginären, Wirklichkeit an Stelle der Täuschung.

Der gebräuchliche Film kann viel langsamer durchgerollt werden, denn es genügen infolge Fortfalles der Unterbrechung acht (?) Bilder pro Sekunde. Man wird daher zu einem Filmprogramm nur halb so viel Fimmaterial (?) benötigen, wie bis jetzt. Das den Film durchstrahlende Licht und daher die Hitze ist auch nicht so intensiv, wie derzeit, es ist also eine Herabminderung der Feuersgefahr in diesem System mit inbegriffen. Der stetig rollende Film ist ferner nicht derart der Hitze ausgesetzt, wie der immer wieder festgehaltene. Wird man einen entsprechenden Filmtransport konstruieren, so sind hier überhaupt keine Perforationen notwendig, doch auch jetzt werden sie bedeutend geschont, weil Anhalten und Fortsetzen des ruckweisen Transportes wegfallen. Daher wird ein Reißen des Films kaum mehr vorkommen, das Filmmaterial dadurch nicht gerade vor dem heißen Licht stehen bleiben, was einen Brand verursachen könnte.

Aus Vorstehendem ist ersichtlich, daß das Problem des kontinuierlich laufenden und projizierten Films also derzeit schon gelöst ist und es nur noch der Kinopraxis vorbehalten ist, zu beurteilen, ob und welche Vorteile es mit sich bringt.

Kinobrot.

Jeder neue Beruf bringt neue Fachausdrücke und so ist es erklärlich, wenn der Kinoschauspieler seine Gage „Kinobrot" nennt, womit derjennige, der diese Bezeichnung zum ersten Male, wohl mit bitterem Galgenhumor, fallen ließ, sicher nur an das tägliche Brot gedacht hat, ohne das selbst der bestaufgelegte Schelm keine Lust verspürt, dem „Theater der Schwerhörigen", wie ich das Lichtspiel genannt habe, mit Hingebung zu dienen. Denn der Filmschauspieler ist gleich Hamlet ein „armer Mann", und wenn das liebe Publikum ihn im hellen Lügenschein der blendenden Leinwand tragieren und faxieren sieht, dann hat es meistens keine Ahnung von den schweren seelischen und körperlichen Nöten, die er zu durchkosten hatte, bevor es ihm gnädig gestattet wurde, sein ach so oft verkanntes Bühnentalent nicht etwa leuchten, sondern „filmen" zu lassen, wie der technische Ausdruck neuerdings lautet. Und hat dieses liebe Publikum gerade noch die märchenhaft hohen Gagen der augenblicklich herrschenden Kinogrößen, die gewöhnlich eine Null zu viel zeigen, im Gedächtnis, dann ist es umso eher geneigt, das Flimmern da vorne, das soeben ein halbes Dutzend falsche Brillanten auf der Kleidung des beweglichen Komikers aufblitzen läßt, für echt zu halten und ihm als königliches Spielhonorar in die Tasche zu zaubern. Ach, könnte es den Spaßmacher im Frack, der so andauernd Lachsalven hervorlockt, nur einmal im grauen Tageslicht in der „Filmistenbörse" sehen, wie er, mit Tragö-

---

Erst hatte sie manche heimliche Träne vergossen, dann aber war sie durch die vielen Beweise der Zuneigung und die überreichen Geschenke, die sie erhalten, froh und glücklich geworden. Graf Alfred hatte ihr Geibels Gedichte im Prachtband überreicht und sie dabei so eigen angeschaut, daß sie zum ersten mal ihm gegenüber die Fassung verlor. Als sie dann später allein in ihrem Zimmer gesessen und nachdem sie noch einmal die liebevollen Worte im Brief der Mutter gelesen, nahm sie gedankenvoll die Gedichte in die Hand. Sie fand mehrere derselben angestrichen — Gedichte, bei deren Wortlaut ihr Herz fast hörbar klopfte. O, selige Zeit! — Und nun mußte alles aus und vorüber sein! Dabei wurde sie aufs neue so traurig, daß sie fühlte, sie werde sich kaum vor der Mutter beherrschen können.

Hastig erklärte sie, daß sie noch einige Besorgungen zu machen habe. Eben wollte sie die Wohnung verlassen, als es klingelte. Beim Oeffnen der Tür überreichte ihr der Briefträger einen eingeschriebenen Brief an die Adresse der Mutter. Was mochte er enthalten? Nachdem der Empfangsschein unterschrieben und sie wieder allein waren, hielt die Mutter den Brief noch immer zögernd in den Händen. „So öffne doch schnell!" bat Leonie. Der Brief enthielt eine Anweisung von 50,000 Mark, zahlbar von dem Bankhause Wolff und Löwenstein.

Verständnislos blickte Frau Rodenwald auf das Papier. „Ist das nicht ein Irrtum?" fragte sie hastig.

Leonie drehte das Blatt nach allen Seiten. „Nein es stimmt ganz genau. Das ist von Jürgens!" rief sie dann. „Aber woher kennt er unsere Adresse? Ich habe sie ihm nicht genannt." Dann sagte sie: „„Behalten wir es?"

Die Mutter sah sie fragend an ohne direkt zu antworten. „Für deine Zukunft wäre gesorgt, Leonie."

„Ich, nein, Mama, ich will das Geld nicht! —Für dich ließ e sich ja manche Annehmlichkeit mit dem Gelde schaffen, deshalb — —" Frau Rodenwald richtete sich stolz auf. „Ich nehme von dem Manne erst recht kein Almosen." —

„Nun dann, liebste Mutter, sind wir einig. Ich gehe sofort nach dem Bankhause und die mögen dem ungenannten Wohltäter seine Anweisung wieder zustellen.

„Das ist recht, mein Kind!" — Leonie eilte davon. Es gewährte ihr eine ordentliche Genugtuung, den Brief zurückschicken zu können. — Ihren Vater zu finden, wollte er ihr nicht helfen, mochte er nun auch sein Geschenk behalten.

17.

Die Wohnräume der Rätin Asmus waren festlich beleuchtet. Das frohe, heitere und liebenswürdige Temperament des Ehepaares schien auch den Räumen den anheimelnden Stempel aufgedrückt zu haben. Man sah keine überladene Eleganz, doch der gediegene Komfort der Ausstattung ließ auf die Wohlhabenheit der Besitzer schließen.

Dazu der feine künstlerische Geschmack des Baumeisters, welcher auch sein Teil dazu beigetragen, die Zimmer zu schmücken, das machte das Ganze zu einem so einladenden, trauten Heim, daß jeder, welcher hier über die Schwelle trat, sich wohl fühlen mußte. Das schien auch die kleine Gesellschaft zu empfinden, welche am ersten Weihnachtstage hier versammelt war. Man erblickte nur frohe Gesichter, selbst

denerrist, zwischen den Stühlen und Tischen seinen Pendelgang macht, um die Aufmerksamkeit des werbenden Filmregisseurs zu erregen, dann würde sich die Lachträne sich vielleicht bald zum Ausdruck stillen Mitleids verwandeln.

Inmitten der glänzenden Friedrichstadt, dort, wo fast an jedem Hause die schreienden Firmen der Filmfabrikanten und Filmverleiher doppelt und dreifach sich gegenseitig das Leben schwer machen, liegt das Cafe, das nachmittags zwischen 5 und 9 Uhr zum Sammelplatz aller derer wird, die, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", auf die Parole der entgleisten Theaterkunst schwören: „Das Wort ist tot, es lebe die Geste!" Einstmals galt das Wort als das Pulver des Dichters, da aber, wie männiglich bekannt, auf vielen unserer Bühnen dieses Pulver schon seit Jahren unnütz verschossen wird, so mußte naturgemäß eine Reaktion eintreten, die sich auch dann in dem sogenannten Kino entlud, ob gesund oder ungesund, das mag die Zukunft lehren. Ein junger Heißsporn von Dichter, der vorläufig mehr redet als bildet, hat in sehr zornigen Ausbrüchen dem Kino den Todesstoß zu versetzen gesucht mit der Phrase vom „erdrosselten Wort". Ach, du lieber Himmel — wie gern wünschten wir, daß es solcher beizeiten und an richtiger Stelle „erdrosselten Worte" unzählige gäbe, bevor sie in der modernen Theaterei unser aufhorchendes Ohr enttäuschten und beleidigten! „Die Ohren sind die Almosenempfänger des Geistes", sagt Hebbel in diesem Zusammenhang, denn nichts kann höher erheben und nichts kann tiefer erniedrigen, als das gesprochene Wort; nichts aber kann auch zersetzender wirken, als das vor hundert Ohren fallende unschöne Wort, dem für empfängliche Gemüter durch dieses Privilegium der Oeffentlichkeit jeder Anstoß genommen werden soll. Wenn ich die Wahl habe zwischen einem dummes Zeug schwatzenden Poetaster (mag sein Organ auch noch so herrlich klingen) und einer mit den Augen sprechenden, sonst stummen Schönheit, so erfreue ich mich am Anblick dieser und jage jenen zu allen Teufeln.

Es ist sechs Uhr, ein neuer Thespiskarren hat sich draußen gerade entleert und sein Strom trägt mich mitten hinein in den großen überfüllten Raum, in dem die Köpfe von Männern, Frauen und Kindern von einem graublauen Dunstschleier sanft umzogen sind, so daß sie wie in einem Luftmeer zu wogen scheinen. Das elektrische Licht gleißt über kahle Schädel und buntbefederte und -bewimpelte Damenhüte, während durch die großen, unverhüllten Spiegelscheiben das Straßenleben seinen huschenden Schimmer sendet. Obwohl ich bereits zum dritten Mal hier bin, muß ich mich wieder zu orientieren versuchen, denn diese Glattrasierten und diese ovalen Mädchengesichter mit dem Duseausdruck um den verzogenen Mund sehen sich alle ähnlich, sobald sie in Massen sind. Erst allmählich heben sich die Charakterköpfe ab, denen aber Sorge und Enttäuschung den Stempel früher Zermürbtheit aufgedrückt haben. Thalia, die ewig Blühende, lockte den Jüngling mit ihrem Musengesang; sie blieb jung und Herrscherin, er aber diente ihr getreulich als Knecht, wurde alt und grau dabei, ohne von ihr erhört zu werden, und verließ schnöde ihren Provinztempel, dieweil Berlin zum Zentrum einer neuen Kunstbranche wurde. Denn „am Filme hängt, zum Filme drängt doch alles." Frei nach Goethe. Draußen werden die Großen und Ganzgroßen unter Schmeichelworten von den Filmdirektoren gekapert; hier sitzen die Kleinen und Verkümmerten,, die Außenseiter und warten geduldig, bis der vielvermögende Filmregisseur sich ihrer erinnert. Jene erhalten fürstliche Gagen, diese hier ihr „Kinobrot", pro Aufnahmetag von sechs Mark an! Und doch dieses Gedränge, dieses Reißen um den ersten Platz, auf dem man eines Tages „entdeckt" werden könnte, um als Filmstar in riesengroßen Buchstaben auf dem Plakat zu prangen. Zwar äußert es niemand laut, aber selbst der Zermürbteste hegt diese Hoffnung still im Busen. Und nun erst das junge Volk, die Werdenden, die Rosenroten! Das ewig Weibliche voran. Da sitzen zwei niedliche Krabben im Alter von 14 und 16 Jahren und paffen ihre Zigaretten mit unbestreitbarem Talent. Einfach und nett gekleidet, mit gutbür-

---

Frau Rodenwald und ihre Tochter sahen heute heiterer aus als sonst.

Das liebenswürdige Entgegenkommen der Wirte erweckte bei jedem der Eintretenden ein angenehmes Gefühl. Leonie war anfänglich dem Baumeister etwas ausgewichen, doch merkte sie bald, daß heute diese Vorsicht nicht nötig sei. Er war zu ihr genau so unbefangen, wie zu den Gästen zuvorkommend und voll Anregung, so daß Leonie das unbehagliche Gefühl schnell verlor und sich ebenfalls einer harmlosen Fröhlichkeit hingab. Die Mutter hatte sie lange nicht so heiter gesehen, und freute sich jedesmal, wenn sie ihr silbernes Lachen hörte. Eben erzählte er ihr, wie er jetzt häufig nach Blumental fahre, um dem neuen Besitzer der Villa seine Pläne und Zeichnungen vorzulegen. Derselbe wolle das Wohnhaus bedeutend verschönern. Er habe auch einen Teil des an den Garten stoßenden Waldes angekauft, um denselben in Parkanlagen umzuwandeln. Augenblicklich sei es ja so still und einsam dort, außer den seltsamen Bewohnern der Villa kein lebendes Wesen weit und breit, daß er sich oft frage, ob an den stillen, öden Plätzen wirklich soviel Lachen und Frohsinn gewohnt.

„Wie hält es der Amerikaner aus?" fragte eine alte Dame neugierig. Ist der Mann jung oder alt? Hat er Familie? "

„Das sind viele Fragen auf einmal", lachte Viktor. „Wie er es aushält, weiß ich nicht, er ist sehr wortkarg. Außerdem, daß er mir die Wünsche hinsichtlich seines Baues wissen läßt, hat er kaum drei Worte mit mir gesprochen.

„Allerdings zeugt das, was er sagt, von tiefer Bildung. Ein Emporkömmling scheint er nicht zu sein. Auch ist er höflich und zuvorkommend. Wie alt er ist, weiß ich selbst nicht zu beurteilen; jung wohl keineswegs mehr. Manchmal kommt er mir schon recht alt vor. Dann hält er seine hohe Gestalt gebeugt, sein Gesichtsausdruck ist schlaff und seine Hände zitterten, doch wenn er spricht, dann leuchten seine Augen auf, das Gesicht belebt sich, er richtet sich hoch und straff auf, kurz dann ist er um zwanzig Jahre jünger. Familie hat er nicht, wenigstens keine hier. Nur zwei weiße Diener und ein schwarzes Ehepaar machen seinen Haushalt aus, die aber sämtlich kein Wort deutsch sprechen.

Doch ja, einen Papagei hat er auch, der spricht deutsch. Und Kunstschätze besitzt er, daß man ein ganzes Museum damit füllen könnte, dabei stehen noch ganze Kisten unausgepackt."

„Also ein richtiges Original!" sagte Leonie, „dann kann er ja Herrn Kaumann Konkurrenz machen. Wie heißt denn der Mann?"

„Malincourt", steht ganz einfach auf seinen Visitenkarten. Mich hat er auch vom ersten Augenblick an sehr interessiert. Schade nur, daß ich so wenig mit ihm spreche. Meistens verhandelt der eine Diener, der wohl so eine Art Sekretärstelle bei ihm einnimmt, mit mir."

„Und Herr Kaumann, was sagt der zu dem allem?"

„O, der ist nicht recht zufrieden mit ihm. Der Mann ist ihm zu unnahbar, und das ist nichts für seinen beweglichen Geist."

„Nun, im Sommer werden wir den sonderbaren Kauz ja auch wohl zu sehen bekommen. Wir gehen bestimmt wie-

gerlichem Anstrich. Haarschnecken über den Ohren, das billige Modehütchen keck aus dem Gesichte gerückt. Man könnte sie für Schülerinnen halten, wenn nicht schon der leichte Firnis der Frühreifen auf ihren glatten Wangen läge. Ihr Blick ist überlegen, sorglos-männerfreundlich, und als am Nebentisch, aus eines Glattrasierten Mund die Frage kommt: „Na, Lotte, hast wohl Arbeit bekommen? Du bist ja so vergnügt?" ertönt es von der jüngern witzig zurück: „Morgen in Neu-Filmersdorf. Lene und ich zusammen, das gibt wieder 'ne Sache ohne Ende. Hast du noch Zigaretten?" . . . „Neu-Filmersdorf" ist eine Scherzbezeichnung für Neu-Babelsberg, weil sich dort große Filmateliers befinden. Gleich den Artisten spricht man hier nur von „Arbeiten", wie überhaupt alles solide und anständig zugeht. Es ist bekannt, dasich gerade die Artisten, die überwiegend an jedem Abend den Tod vor Augen haben, durch ein tadelloses Familienleben auszeichnen und unwürdige Elemente von sich abschütteln. Die Gefahr schließt zusammen und die Aufregungen des Berufes suchen nach einem Ausgleich im stillen Winkel. Und diese hier betrachten sich alle als halbe Artisten, was wohl mit dem neugeschaffenen Berufe zusammenhängt, der an Stelle des Wortes das Jonglieren mit Ausdruck und Bewegungen verlangt. Nur der Glanz des gutsituierten Artistentums fehlt, die teuren Toiletten der Damen, die auffallenden Brillantringe an derben und an zarten Fingern, womit schon äußerlich die hohen Gagen angedeutet werden. Selten ein Prunken mit Kleideraufwand, selten jemand, dem man es schon seiner Aufmachung nach ansähe, daß er sich nach hier verirrt habe. Denn alle nehmen diesen Weg des Müssens. Es ist sozusagen das Artistentum des vierten Standes, rein sozial gemeint, denn ich sehe es vielen an, daß sie von unbekannten Höhen kommen, nur beschwert mit dem Gepäck der Enttäuschung. Charakterspieler, erste und zweite Liebhaber, Helden, Väter und Mütter, komische Alte, sentimentale Liebhaberinnen, erste Kräfte, Chargen und Statisten oder das „große Gezumpe" und das „kleine Gezumpe", wie die Filmsprache Solisten und Comparserie von einander trennt — sie alle lassen sich hier friedlich in denselben großen Kunsttopf werfen, aus dem sie später, hübsch sortiert, in die diversen „Kientöppe" wandern. Es gehört für den Mimen viel Entsagung dazu, plötzlich als Unbekannter zu lichtspielen, nachdem sein ganzes Leben dahin gegangen war, sich einen Namen zu schaffen, ob in Dingsda mit 1400 Einwohnern oder in Berlin mit 2 Millionen, es war immerhin ein Mensch mit Namen, wenn vielleicht auch nur auf dem Theaterzettel. Das Kino aber raubt ihm diesen Namen (abgesehen von den „Größen), macht ihn einfach zum toten Mann, und das ist das Tragische im Leben des Filmschauspielers, wogegen sich die Filmisten mit aller Macht wehren sollten; denn es ist geradezu unsinnig, auf einem Kinozettel die Personen ohne Nennung der Agierenden anzuführen. Wen interessiert es zu lesen: „Fabrikant Meyer", wenn er nicht zugleich den Verkörperer dieses uns ganz gleichgültigen Herrn Meyer kennen lernt? Das eben ist die Verbindung zwischen Theater und Publikum: daß ein bekannter Mann als ein anderer zu uns sprechen, im Kinobrauch zu uns „mimen" soll im Sinne der Gebärdenspiele der alten Römer. Das Bewußtsein, nicht bloß als „Sache" vorgeführt zu werden, erweckt den Ehrgeiz und läßt die Ziele wachsen. Möglich, daß sich anfangs mancher Kinodarsteller selbst sträubt, in einem blutigen Kolportage- oder in einem Hanswurstiadenfilm genannt zu werden, und daß dadurch der allgemeine Namentod zur Gewohnheit wurde — so gut aber der Zirkusclown und der „dritte Mörder" in Macbeth seinen Namen (selbst auf der Schmiere) zu Markte trägt, ebensogut könnte es auch der Filmist tun. Man wüßte dann doch wenigstens, wer der Attentäter war.

Am Eingang sieht es wie ein Auslauf aus. Soeben hat ein Filmregisseur das Lokal betreten und ein Dutzend Kinoschauspieler umringt ihn, um sich bemerkbar zu machen. Als kleines Gefolge ziehen sie hinter ihm her, dem äußersten Ende des Cafes zu, wo die Abschlüsse stattfinden. Ein langer, etwas dünner Mime löst sich von der Gruppe los und stolziert, das Monokel kühn eingeklemmt, in nachlässiger Haltung durch die Reihen. Ich fahre auf. Wie? Giampietro wieder auferstanden? Sucht er noch als Geist nach einer Metropolmaske? Die fabelhafte Aehnlichkeit

---

der hin und Mama besonders recht früh. Ich finde, sie sieht jetzt wieder so bleich aus."

Frau Rätin Asmus hörte die Unterhaltung. Sie hat die Herrschaften, ihr zu folgen, sie habe noch eine kleine Weihnachtsbescherung.

Im Salon war ein prächtiger Weihnachtsbaum angezündet. Unter demselben standen kleine Tischchen, die mit Tüchern bedeckt waren.

„Wollen Sie uns nicht ein Weihnachtslied spielen, Fräulein Leonchen?" wandte sie sich bittend zu dem jungen Mädchen. Diese beeilte sich sofort, ihrem Wunsche nachzukommen. Sie trat an den geöffneten Flügel und „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!" sang sie mit klarer Stimme. Alles fiel ein und als sie geendet, führte Frau Asmus ihre Gäste zu den für sie bestimmten Plätzen. Für jeden hatte sie eine kleine Aufmerksamkeit ersonnen und stets das rechte getroffen. Sie freute sich wie ein Kind, als sie die vergnügten Gesichter sah. Leonie stand entzückt an ihrem Platze. Mit strahlendem Blick wandte sie sich zu der Mutter:

„Sieh nur, wieherrlich!" rief sie wiederholt. Auf ihrem Tisch lag ein kostbares Album, auf dessen erster Seite die Worte: „Erinnerungen an die Sommerfrische 1890" kunstvoll ausgeführt standen.

Dann kamen Ansichten. Zuerst die Villa im Grünen, mit all den vorspringenden Veranden, Balkons, Türmchen und der Fahne oben auf der Dachfirst. Auch der Platz unter der Linde, die Lauben und Buschpartien waren nicht vergessen. Dann folgte jedes Plätzchen, an das sich eine Erinnerung knüpfte. Der „süße Grund" — die Seemühle — usw. Alles so klar und deutlich ausgeführt, daß selbst die einzelnen Gestalten leicht zu erkennen waren. Zuletzt in lebenswarmer Wiedergabe Herr Kaumann selbst.

Er lachte dem Beschauer entgegen, als wolle er ein lautes: „Fröhliche Weihnachten!" ausrufen, dabei saß sein Hut so keck auf der einen Seite des Kopfes, die Pfeife steckte im rechten Mundwinkel — genau, wie sie ihn alle kannten. Man bewunderte die Zeichnungen von allen Seiten und Frau Asmus freute sich dermaßen und nahm die Lobeserhebungen so selbstgefällig an, als gebühre ihr ganz allein das Verdienst und nicht dem Bruder. Dieser stand ganz im Hintergrunde, als sei er zu bescheiden, um die Dankesworte entgegenzunehmen.

Als nun aber Leonie zu ihm trat und ihm mit der Röte der Freude auf den Wangen ihre Hand dankend entgegenstreckte, da leuchteten seine Augen in so warmem Glanz, und wie sie nun leise und befangen sagte: „Es ist zuviel!" beugte er sich zu ihr nieder und flüsterte, nur ihr verständlich: „Wenn Sie beim Ansehen der Bilder an mich denken, wie ich es tat, als ich sie malte, dann bin ich belohnt genug!"

(Fortsetzung folgt.)